

Schöner wohnen

»Dreiköpfige Familie sucht Haus oder Wohnung in schöner Umgebung zur Miete oder zum Kauf, Makler zwecklos. Chiffre ...« inserierten wir in Oststadt, nachdem Fritz den Vertrag für die dortige Klinik unterschrieben hatte.

»Eine vergleichbar ausgestattete Klinik ist hier im Westen nicht zu bekommen, Luise«, redeten er und sein Freund Bernd mir zu. Bernd sei schließlich auch von West nach Ost gezogen. Die Sache mit dem niedrigeren Gehalt sei eben so. Als Chefarzt habe man aber doch schließlich Privatpatienten.

Fritz war vorher begeistert und neugierig zu seinem Bewerbungsgespräch nach Oststadt gefahren und hatte uns ein selbstgedrehtes Video mitgebracht. Es war November gewesen, ein regnerischer und vernebelter Tag, an dem er dort in einem kleinen Leihwagen über Kopfsteinpflaster und nicht befestigte Straßen geholpert war. Vom Krieg zerschossene Häuser, denen Fenster und Dächer fehlten; einige der Menschen, die zu sehen waren, agierten wie Statisten eines Nachkriegsfilms.

Wochen später waren wir mit Oskar zur Besichtigung der beiden Angebote, die wir auf die Annonce erhalten hatten, nach Oststadt gereist.

Oststadt wirkte nicht ganz so trist, wie es auf dem Video ausgesehen hatte. Es gab aber offenbar kein gemütliches Cafe oder Restaurant. Die teilweise schrillen und tragikkomischen Auslagen in den Schaufenstern lenkten von dem Innern der Läden ab. Straßenbahnen und Trabis ratterten durch die Stadt. Die Einkaufsstraße hieß Karl-Marx-Straße.

»Wenn wir schon mal hier sind, sollten wir einen kleinen Abstecher über die Grenze machen«, schlug Fritz vor. Das polnische Einkaufszentrum bestand aus einer großen Halle, in der Händler verschiedenste Artikel anboten. Neben Korbwaren und Textilien lagen Butter und fettige Wurst, die Verkäufer warteten rauchend und in glänzend-braunen Polyesterhosen und -pullovern auf Kundschaft: »Wollän guckän?! Jungä, komm' ma guckän hierrr!« wurde Oskar auf Fußballtrikots von Bayern München aufmerksam gemacht.

Oststadt erschien richtig farbenfroh, als wir zurückkamen. Fritz machte etwas nervös auf die schöne Natur aufmerksam. Im Frühling würden hier sicherlich sehr, sehr seltene Vögel brüten.

Das erste Haus, das wir besichtigten, lag in der Ernst-Thälmann-Straße, die aus einer Reihe von Einfamilienhäusern bestand. Wir hatten Mühe gehabt, das richtige Haus zu finden. Sie sahen alle gleich aus, und die wenigsten hatten eine Hausnummer.

Eine blasse Frau mit kleingelockter Dauerwelle in einem silberdurchwirkten, rosafarbenen Pullover, einer eng anliegenden Jeanshose und weißen Pumps mit hohen Pfennigabsätzen führte uns über das Grundstück. Es sei das Haus ihrer Schwiegermutter gewesen, die kürzlich gestorben sei, erklärte sie und öffnete stolz einen Schuppen, aus dem uns allerlei Gerümpel entgegenflog. Interessiert krochen wir in gebückter Haltung durch das verwilderte Gestrüpp des Gartens. Fritz schien begeistert.

Im Haus beeindruckten nicht nur die provisorisch aufmontierten Steckdosen und Lichtschalter, die durch lose hängende Kabel miteinander verbunden waren. Auch die ungewöhnlich gemusterten Tapeten und besonders das Wohnzimmer imponierten. Es lag in der Mitte der ersten Etage und hatte kein einziges Fenster. Tageslicht fiel herein, wenn die vier Türen, die in angrenzende Zimmerchen führten, geöffnet wurden. Diese Räume hatten jeweils eine kleine Dachluke nach außen.

Die Frau zeigte uns dieses Wohnzimmer mit einer solch überzeugenden Selbstverständlichkeit, daß ich ernsthaft auf Fritzens Überlegung einging, hier vielleicht unsere beiden Sofas und die alte Truhe aufstellen zu können: »Und eens von die Bimmas is denn dit Kindaßimma«, strahlte sie Oskar an, der mir einen fragenden Blick sandte.

Daß mir plötzlich das Argument unserer viel zu hohen antiken Schränke einfiel, auf die Fritz unter keinen Umständen verzichten wollte, veranlaßte ihn endlich dazu, sich zerknirscht gegen dieses Objekt zu entscheiden.

»Luise, diese Hütte auf dem Land möchte ich mir eigentlich gar nicht erst ansehen. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß wir uns da draußen wohlfühlen könnten«, hatte Fritz etwas bockig gemeint, als wir wieder im Auto saßen und den Stadtplan studierten um das zweite Angebot, ein Bauernhaus, zu besichtigen. Mit Erleichterung registrierten wir, daß das Haus, das wir suchten, an einem »Neüsiedlerweg« lag.

Wir fuhren durch die Clara-Zetkin-, Karl-Marx- und die August-Bebel-Straße, vorbei an der Dr. Salvador-Allende-Höhe über den Ring der Kosmonauten und den Juri-Gagarin-Steig. Überall Plattenbauten, deren Balkone mit Satellitenschüsseln geschmückt waren. Aus geöffneten Fenstern lehnten Männer, trotz Kälte in Unterhemden, manche mit Tätowierungen auf den Armen, die meisten mit einer Zigarette im Mund.

»Für den Übergang könnten wir auch in einem dieser Häuser eine Wohnung bekommen«, machte Fritz uns Mut. »Die Klinikleitung wäre sicherlich bei der Suche behilflich. Wir würden einen Teil der Möbel einlagern, Oskar könnte in der Nähe zur Schule gehen und hätte in der Siedlung ein paar Spielkameraden.«

Einhundertsechzig Quadratmeter Wohnfläche, saniert, ein Nebengebäude, das teils als Stall, teils als Garage genutzt wurde, und ein Grundstück von zweitausendfünfhundert Quadratmetern, auf dem alte Obstbäume und Beerenhecken standen. Das hörte sich gut an.

Die junge Familie wollte näher bei ihren Schweinen wohnen. Sie seien in der Landwirtschaft tätig und könnten dieses Haus bald räumen, sagten sie.

Der Garten war im Vorjahr nicht mehr gemäht worden, alles wirkte ein bißchen kantig und wild. Die Umgebung war so völlig anders, daß ich mir sofort vorstellen konnte, hier zu leben. Der Gedanke, daß mein Kind in solcher Freiheit aufwachsen könnte, war phantastisch, die Ruhe um uns herum erholend. Kein Strassenverkehr, kaum Häuser, das Nachbarhaus war zirka dreißig Meter weit weg. Rechts neben dem Anwesen sah man die nächsten Häuser erst in etwa zweihundert Metern Entfernung liegen, auf der anderen Straßenseite war der Blick in ein schönes Landschaftsschutzgebiet unverbaut. Der hintere Zaun des Grundstücks grenzte an einen großen Acker.

Allerdings gab es noch keinen Abwasseranschluß, stattdessen zwei Gruben, die man leeren lassen mußte. Fritz fachsimpelte mit dem Hausherrn über die Größe der Gruben und die Häufigkeit der Abfuhr.

»Na, wir ham dit bisher imma selba leerjemacht«, grinste Herr Wuttke. »Da legen Se 'nen Schlauch bis uff dit Feld und nach 'n paar Stunden is die Scheiße entsorgt. Dit macht der Nachbar ooch so.«

Dieser stapfte gerade in einem Trainingsanzug der Nationalen Volksarmee, der mit roten und gelben Streifen verziert war, und mit einer Militärmütze auf dem Kopf, wie man sie nach dem Fall der Mauer am Brandenburger Tor günstig kaufen konnte, über sein Grundstück.

»Mit seinem Jarten hattert ja, da issa janz genau. Is janz jut, daß die Häuser so weit auseinandastehen«, kratzte sich Herr Wuttke am Hinterkopf.

Meine sechszwanzig Jahre in Berlin, die damit verbundenen Fahrten über die Transitstrecken der DDR, Erziehung und Erlebnisse, schließlich aber die beeindruckende Zeit der Auflehnung »im Osten«, die Bilder aus den Botschaften und der Fall der Mauer hatten Bewunderung für die Menschen dieser DDR in mir hervorgerufen, die so lange ausgehalten und Demütigungen erfahren hatten. Ich gönnte ihnen von Herzen all das, was wir schon lange selbstverständlich und angenehm fanden. So leuchtete mein Gesicht schamentbrannt, weil ich mich scheute, das Grundstück oder das Haus kritisch zu kommentieren. Schließlich wußte jeder, daß hier alles schwer zu bekommen war, was für die Erhaltung und Einrichtung eines Hauses benötigt wurde.

Das Haus betrat man durch eine Veranda, in der ein sehr ausgesessenes Sofa plazierte war. Wir stiegen über einen Berg Pantoffeln.

Dunkelbraune und hellgrüne Blümchentapeten schienen besonders geliebt worden zu sein. Das Bad hätten sie schon vor der Wende neu gemacht, erzählten sie stolz. An Fliesen seien sie nur durch Beziehungen und Geldgeschenke herangekommen. Wuttkes hatten sie mit allerlei Werbeaufklebern bekannter Firmen verziert.

Die Küche wirkte geräumig. Sie hätten sich damals über Westkontakte eine Ausgabe von »Schöner Wohnen« organisiert und darin wäre dieser unglaublich toll geflieste Spülenumbau abgebildet gewesen. Vermutlich hat es sich um eine sehr frühe Ausgabe der Zeitschrift gehandelt, Wuttkes machten jedenfalls einen zufriedenen Eindruck.

Die Fenster in vergammelten Holzrahmen kommentierte Frau Wuttke mit Zuversicht: »Wior grig'n in jäd'm Joahr Jeld zur Durferneuerung. Für diset Johr grieg'n wa nischt mehr. Ärsd im näg7st'n Joahr jibd's wieder wat.« Ich nickte anerkennend. Auf den Fußböden lagen zusammengestückelte Teppichreste in unterschiedlichen Qualitäten und Farben. »Die Teppiche können wa Ihnen drinlassen«, bot Herr Wuttke an, »wir brauchen se nicht und für den Anfang reichen se ja.« Ich schluckte. Fritz nickte dankbar.

Im oberen Stockwerk gab es nur Dachschrägen und viele Winkel. Sie mußten nacheinander ins Bett steigen, denn mehr als eine Person konnte nicht aufrecht im Schlafzimmer stehen. Fritz wirkte etwas ratlos, deutete auf das durchwühlte Bett und kommentierte den kleinen Spiegel dahinter mit einem »Aha«.

Eine winzige Ecke hatten sie zum Badezimmer umgebaut. Auf einem Podest stand einsam eine Toilette und an der Wand befand sich ein winziges Waschbecken. Der Raum hatte kein Fenster.

Alles könnte man nach und nach ändern, dachte ich mir. Hauptsache, wir haben erst einmal ein Dach über dem Kopf.

In der Küche tranken wir Kaffee und besprachen den Mietvertrag.

Obwohl Fritz und ich vorher vereinbart hatten, nicht voreilig in Begeisterungstürme auszubrechen, waren wir uns sofort einig, daß dieses Haus vorerst das richtige Domizil für uns sein würde. Zweitausendfünfhundert Mark Kaltmiete sollte es kosten. Fritz war glücklich, weil das weniger als in Weststadt war. Außerdem wollten sie mir den Stall bis zu unserem Einzug umbauen: mit Fenstern, einer Heizung und abschließbaren Türen, so daß ich entweder meine krankengymnastische Praxis oder einen kleinen Modeladen eröffnen konnte. Ich war versöhnt, weil ich eine Chance sah, etwas zum Unterhalt beizutragen. Schließlich versorgten wir noch Fritzens drei Kinder und seine erste Ehefrau. Ob so ein Geschäft hier auf dem Lande wohl gehen würde? Frau Wuttke überzeugte uns prompt: »No glor! Wior moch'n denn och olle gräftisch Wärbung füör Sie!«

Wir übernachteten in einem Hotel. Oskar durfte sich Spaghetti und Cola aufs Zimmer bestellen. Ein Ritual, das er genoß, seitdem er Fritz und mich auf Kongreßreisen begleitete. Er machte daraus seine persönliche kleine Feier. Seine beiden Stoffkatzen saßen mit ihm vor dem Fernseher, während er sich Tomatensoße über das Gesicht schmierte.

Das Restaurant des Hotels war in souveränem Mix eingerichtet, eine besondere Stilrichtung nicht erkennbar. Verschiedenfarbige Sitzbänke und Stühle, an den Wänden Stroh puppen, Kalenderblätter, Blumen- oder Vogelbilder. Das Büffet war eher in italienischem Stil gehalten, während die Bar am Eingang des Raumes recht altdeutsch wirkte. Wir bestellten zwei Glas Champagner, um auf diesen besonderen Tag anzustoßen. »Auf dich«, sagte Fritz; es schien, als würden ihm Tränen in die Augen treten. Ich hob den mindestens dreißig Zentimeter hohen Champagnerkelch.

»Ja Lu, da staunst du, was? Auch der Champagner schmeckt hier nach Rotkäppchen.« Fritz schien das nichts auszumachen.

»Das ist kein Champagner, oder?« raunte ich ihm zu. »Das ist dieser süße Sekt, den Bernd und Ilona neulich mitgebracht haben, um uns auf die neue Umgebung einzustimmen.«

»Na ja, die kennen das hier eben nicht.«

»Man wird doch wohl vom Unterschied zwischen Sekt und Champagner gehört haben.« »Ist doch egal«, kam sein besänftigender Tonfall, »sieh mal, das gab es hier früher alles nicht.«

Das Menü stellten wir selbst zusammen. Als Vorspeise wählten wir Hummercremesuppe. Knusprig gebratene Entenbrust in delikater Orangensauce und ein Glas Bordeaux wollte ich anschliessend genießen.

Fritz nante es einen Glücksfall, daß wir dieses Haus so schnell gefunden hatten, auch wenn wir nicht alle Möbelstücke unterbringen würden. Er sah alles sehr gelassen. Ich weniger. Die Küche bestand eigentlich nur aus diesem »Schöner Wohnen«-Umbau des Waschbeckens und eineiig alten Herd. Ohne die Zustimmung unserer Vermieter konnten wir nichts entfernen, so daß für eine Spülmaschine kein Platz vorhanden war. Größere Investitionen waren nicht möglich, weil Fritz hier viel weniger verdienen würde als in Weststadt.

Endlich erschien die jugendliche Kellnerin mit den Suppentassen an unserem Tisch. In gebeugter Haltung lispelte sie: »Die Hummercremesuppe« und entschwand.

»Solche Suppen aus reiner Mehlschwitze kenne ich noch von meiner Oma.«

»Na, woher sollen sie wissen, daß man auch mit Wein kochen kann.« Fritz rührte voller Verständnis in dem Brei.

Ich löffelte weiter und fand eine kleine Hummerbeigabe am Boden der Tasse.

»Jedenfalls können wir in dieses Restaurant nicht mit Gästen essen gehen«, überlegte Fritz.

»Wenn uns hier jemals jemand besucht!«

Nachdem die junge Frau abgeräumt hatte, jonglierte sie mit geheimnisvollem Lächeln die Hauptgerichte unter silberglänzenden Hauben heran.

Aus vornehmen Abstand knallte sie die Teller samt Bedeckung auf den Tisch.

»Gekonnt«, lobte Fritz.

Sie stürzte sich mit je einer hellblauen Stoffserviette in den Händen auf die vergoldeten Knäufe der Deckel, fand zurück in die Senkrechte und schrie vor Begeisterung: »Na, denn wünsch' ick Ihnen juten Appetit!«

Sie füllte unsere Weingläser.

»Hätt' ick fast verjessen mitßubringen«, lächelte sie vertraulich. Fritz erhob mit ernster Miene sein Glas: »Auf unsere Zukunft.«

Kulinarische Leckereien gönnten wir uns gerne. So entging es meiner Zunge nicht, daß ich hier keinen Bordeaux trank. Nicht einmal einen Trollinger: »Fritz, ob du mal meinen Wein kosten könntest, ich bin nicht sicher, ob das ein Bordeaux ist.«

Fritz griff nach meinem Glas, schwenkte es. Er spitzte genüßlich die Lippen, zog die Wangenmuskeln nach innen, ehe er mit Kennermiene einen Schluck nahm: »Nee!« flüsterte er, »Das ist kein Bordeaux! - Sollen wir ihn zurückgehen lassen?«

»Ach was«, sagte ich.

»Ob Sie mir vielleicht sagen könnten, was für einen Bordeaux Sie meiner Frau gebracht haben?« fragte Fritz die Bedienung, die das Glas sicherheitshalber sofort mitnahm.

»Guten Appetit, Liebes! Wir können ja schon mal mit dem Essen anfangen. Deins sieht gut aus«, freute er sich.

»Du, die meinten, daß die Ente dem Erpel knusprig erschien, als sie noch lebte ...«, keuchte ich, »aber die Haut läßt sich nur dehnen, nicht schneiden.«

Schweiß lief mir über die Stirn, die Augen tränten und die Nase lief, als ich die handelsübliche Menge einer Anstaltspackung Pfefferkörner am Tellerrand aufschichtete.

»Entschuldigen Sie«, hauchte die halb hockende Bedienung neben mir. »Ick habe Ihnen vorhin keenen Bordeaux jebracht, weil die letzte Flasche leer war. Da hab' ick jedacht, daß ja ooch 'n Landwein jeht.«

»Sie haben's in allem nur gut mit mir gemeint ...«, hechelte ich, »ich danke Ihnen.«

Источник: **Schöner wohnen** / Luise Endlich // NeuLand: ganz einfache Geschichte – Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2000. – S. 7-14.